



Franz von Sickingen

Rad. Hieronymus Hopfer

Franz von Sickingen in Geschichte und Dichtung

Erinnerungen in einer alten Kraichgauer Grabkirche

Von Gernot Umminger, Freiburg

Lieulich eingebettet in die Senke zwischen Rheinebene und Neckarbecken von Heilbronn liegt der Kraichgau, dessen wechselhafte Geschichte schon immer von der geographischen Lage im alten, offenen Siedlungsland an den Durchgangsstraßen von Rheinfranken nach Schwaben, von der Pfalzgen Württemberg und Ostfranken bestimmt

wurde. Von alters her sind stets Völker und ganze Kulturgruppen in die Lücke zwischen den nördlichen und südlichen Gebirgszügen eingewandert und haben hier fruchtbare Siedlungsplätze gefunden, wie uns die reichen frühgeschichtlichen Funde aus allen Perioden aufzeigen. Zusammen mit der hessischen Wetterau und dem Nördlinger

Ries zählt der Kraichgau zu den an stein- und bronzeitlichen Fundstätten reichsten Gebieten ganz Süddeutschlands. Groß ist denn auch die Zahl an siedlungsgeschichtlich ältesten Orten, die auf -ingen oder -heim enden. In karolingischer Zeit hatte das Gebiet Anteil am Lobdengau mit Heidelberg und Wiesloch. Bei der kirchlichen Abgrenzung kam der Kraichgau an Speyer. Jede der Territorialmächte — die buntgefleckte Karte des alten Deutschen Reiches zeigt uns neben dem Hochstift Speyer, den Klöstern Maulbronn, Herrenalb, Hirsau und Odenheim noch die Kurpfalz, Baden-Durlach und Württemberg, nebst der zahlreichen Reichsritterschaft des Kraichgauer selbst als Herren — wollte aus verkehrsstrategischen Gründen die wichtigen Durchgangsstraßen im Kraichgau an mindestens einer Stelle beherrschen. So berichtet der Chronist Chytraeus bereits 1587 davon, wie die Handelsherren, trotz den vielen Zollstationen, wohl oder übel die Kraichgauer Lücke zwischen Odenwald und Schwarzwald benutzen mußten, wenn sie aus Bayern, Ostfranken und Schwaben zur Pfalz und gen Rheinfranken zum Rhein wollten: „... und ist der Kraichgauer Eingang und Schlüssel der Pfalz, da die Wahren von Venedig, Augspurg und Ulm, dadurch auf Frankfurt, wie auch die Posten auß Spanien Teutsch und Welschen Landen gehen ...“ Hatte der vordere Kraichgau territorialgeschichtlich noch ein verhältnismäßig einfaches Aussehen — in dem im wesentlichen Kurpfalz und das Hochstift Speyer, am äußersten Südrand auch Baden-Durlach beteiligt waren —, so war das Bild des hinteren Teils, der einstmals zu einem großen Teil den vom mittleren Neckartal herkommenden Kraichgauergrafen von Lauffen gehört hatte, viel zersplitterter. Neben pfälzischen, speyerischen, württembergischen, katzenellenbogischen Gebietsteilen traf man hier auf ein größeres, freilich auch von zahlreichen fremden Split-

tern durchsetztes Gebiet der Kraichgauer Reichsritterschaft. Dieses Bild war um 1500 noch viel mannigfaltiger, als es beim Ausgang des alten Deutschen Reiches 1806 der Fall war. Sebastian Münster, der Kartograph und Verfasser der ersten deutschen Länderkunde, drückte 1537 die territorialgeschichtlichen Verhältnisse in leichter Übertreibung so aus: „... der Kraichgau ist fast der edelleut“, als ob der Kraichgau fast ganz den Herrengeschlechtern gehört hätte. Und wirklich ist der Kraichgau ein altes Adelsland und nicht weniger als 67 Geschlechter residierten einst im Kraichgauer Hügelland. Diese vielfach in Lebensverhältnissen zur Kurpfalz, dann auch zu den Hochstiften Speyer und Worms stehenden Kraichgauer Reichsrittergeschlechter, zu denen als die bekanntesten Familien die Gemmingen, Menzingen, Helmstatt, Venningen, Remchingen, die Göler von Ravensburg, die Berwangen, Neipperg, Massenbach, Ehrenberg, Flehingen und Sickingen, dazu auch Herren benachbarter Landschaften, wie die Hirschhorn und die Landschad von Steinach gehörten, hielten sich denn auch tatsächlich, nicht selten in mehrere Linien zersplittert, im Kraichgau. Die ältesten Schlösser des Kraichgauer aber lagen nicht etwa auf den Bergen, wie man gemeinhin anzunehmen pflegt, sondern vielmehr in den Talauen, die sich der Saalbach, der Kraichbach, die Pfinz und die Elsenz durch den Muschelkalk gruben. Das großartigste Beispiel dieser alten Kraichgauer Wasserschlösser, der Ansitz der Herren von Menzingen, wurde in den letzten Tagen des zweiten Weltkrieges noch zerstört und zerfällt vor unseren Augen.

Mit zu den bedeutendsten dieser Wasserburgen des Kraichgauer gehörte auch die Tiefburg der reichsritterschaftlichen Herren von Sickingen, „des uralten Wohl Edlen und Ritterlichen Geschlechtes.“ Wir dürfen sogar annehmen, daß erst das Vorhandensein dieses Wasserschlösses den Anstoß zur Ent-

stehung des Dorfes Sickingen gab. Aber nicht einmal mehr die Einheimischen wissen heute allzuviel mehr davon, daß einer der berühmtesten Ritter des späten Mittelalters und der Reformationszeit, Franz von Sickingen, der Freund Ulrich Hutten's, aus diesem etwas abseits des großen Verkehrs gelegenen Kraichgauer Ort stammte. Auch die Fremden aus allen deutschen Gebieten von der Nordsee bis zu den Alpen locken heute andere Länder mehr als der stille und verträumte Kraichgau, der trotz aller Industrialisierung der letzten Jahrzehnte bis zur Gegenwart ein Bauernland geblieben ist und der als eine Art „Aschenbrödel“ gilt, den zu sehen sich nicht mehr lohnt. Und doch sind die geschichtlichen Erinnerungen im alten Kraichgauer Durchgangsland besonders vielfältig und, wie wir am Beispiel der alten Sickingen Tiefburg und der Grabkirche sehen werden, auch im Rahmen der Geschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und für die deutsche Literatur bedeutend.

Nahe bei Melanchthons Vaterstadt Bretten lag das erstmals im Lorscher Codex urkundlich als Sichenheim erwähnte, in späteren Jahren Sickingen, Sickenheim, Sickenheim und Sickingen genannte Rittergut Sickingen als kurpfälzisches Mannslehen und gab diesem großen Geschlecht seinen Namen. Schon im Jahre 936 tritt uns ein Albrecht von Sichenheim entgegen, der durch die Verbindung mit einer Tochter aus dem Hause Hirschhorn Stammvater des blühenden Geschlechtes wurde. Zwei Brüder des Stammhauses der Herren von Sickingen sollen der Überlieferung nach um das Jahr 1158 darüber in Streit geraten sein, wer von ihnen das Stammschloß erhalten sollte. Der unterliegende Bruder sei von dem siegenden zur Schmach mit Schneebällen beworfen worden. Dieser habe sich dann unweit des alten Stammsitzes im Winkel des Zusammenflusses von Kohlbach und Kraich ein eigenes Schloß

erbaut und es „Flichingen“ — von fliehen hergeleitet — genannt, während der andere im alten Wasserschloß verblieben sei und demselben von da ab den Namen „Siegingen“ — von siegen abgeleitet — gegeben habe. Soweit die volksetymologische Deutung der beiden Ortsnamen von Flichingen und Sickingen, welche auf diese Weise in legendärer Form — weit entfernt von der historischen Wirklichkeit — auch versucht, die fünf silbernen Kugeln im Sickingenschen Wappen als „Schneebällen“ zu erklären.

Großen Ruhm erwarb sich dann bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts jener Reinhard von Sickingen, welchem die Zeitgenossen den Beinamen des „schwarzen Ritters“ beigelegt haben, zuerst als kaiserlicher Landvogt zu Hagenau, sodann als Statthalter in Italien, durch besondere Hingabe und Treue gegen die Stauferkaiser. Auch die weiteren Herren von Sickingen bekleideten Jahrhunderte hindurch höchste Staatsstellen als kurpfälzische Marschälle, Hofmeister, Vögte. Vor allem aber zählten sie zu den Wohltätern des Klosters Maulbronn, denn über den Arkaden des Mittelschiffes der Klosterkirche daselbst, finden sich zwei Schilde mit den fünf silbernen Kugeln auf schwarzem Felde und darüber steht: Sickingen. Am meisten aber war des Hauses Sickingen Macht und Reichtum mit Schweikard VIII. gestiegen. In Turnier- und Ritterbüchern prangt derselbe am kurfürstlichen Hofe zu Heidelberg unter Kurfürst Philipp als Marschall von der Pfalz. Aus seiner Ehe mit Margaretha von Hohenburg — in der Südpfalz gelegen — stammt der berühmte Franz von Sickingen, welcher am 1. März 1481 und zwar nach Behauptung einer handschriftlichen, wiewohl aber erst in späterer Zeit verfaßten Chronik auf dem Schloße Ebernburg in der Nähe von Kreuznach, nach allen übrigen und, was in diesem Zusammenhang besonders wichtig erscheint, zum Teil zeitgenössischen Archivalnachricht-



St. Magdalenenkirchlein zu Sickingen

ten und Zeugnissen, aber in unserem Kraichgauer Sickingen, eben in der Stammburg seines Geschlechtes, geboren wurde. Die „Jungherrn“ wuchsen im Erlernen ritterlicher Sitten und ritterlichen Waffengebrauchs auf. Geiler von Kaisersberg und Johannes Reuchlin sollen dem Junker „Fränzgen“, wie Franz seiner mittelmäßigen, ja beinahe kleinen Körpergestalt wegen genannt wurde, von 1495 an Unterricht erteilt haben. Sein späterer Freund Ulrich von Hutten nennt ihn allerdings einen Mann sine literis, d. h. ohne wissenschaftliche

Kenntnisse. 1502 empfing er den Ritterschlag, dem Dietrich von Dalberg und Ulrich von Hutten als Zeugen beigewohnt haben sollen. Es ist eine brodelnde, gärende Zeit, in die Franz von Sickingen hineingeboren wurde. Die Einnahmen der Ritterschaft aus dem Ackerbau waren infolge der veralteten Art der Bewirtschaftung im Dreifeldersystem immer mehr zurückgegangen und hielten einen Vergleich mit den Einkünften der reichen Handelsherren in den mächtig und einflußreich werdenden Städten längst nicht mehr aus. Hatte während des

Mittelalters der Satz gegolten, daß der Ritter mit Schwert und Schild sein Gut verdiene, so war die Lage der Ritterschaft durch die Entwicklung und Umwandlung der sozialen Verhältnisse mehr und mehr gesunken. Der materielle Wert der Burgen war durch die Fortschritte im Geschützwesen und die umwälzende Wirkung der neuen Taktik durch die neue Waffentechnik der Feuerwaffen — wir wir sie ja dann im tragischen Ende Franz von Sickingens erleben — unbedeutend geworden. Ferner verlor das Rittertum auch seine militärische Bedeutung durch das immer stärker werdende Aufkommen von neuen Fußtruppen als ständigen Söldnerheeren. Vor allem aber bedrängte auch das mächtig aufkommende Landesfürstentum den Ritterstand von allen Seiten. Ein Recht um das andere suchte man den Rittern zu entwinden, um sie aus reichsfreien zu landsässigen, d. h. zu Rittern zu machen, die den Landesfürsten untertan waren. So sah sich der Ritter dieser Zeit gleichsam notgedrungen auf dem Weg des Revolutionären gedrängt. Helden, Fanatiker, Heißsporne hat es gar viele gegeben, Feldherren, Politiker, Soldaten sicher weit bessere, als Franz von Sickingen sie verkörperte. Zusammen mit dem am 21. April 1488 auf Burg Steckelberg in Franken gleichfalls als Sproß eines alten Rittergeschlechtes — welches durch die Nöte der Zeit besonders stark in Mitleidenschaft gezogen wurde — geborenen Ulrich von Hutten, erlebte Franz von Sickingen das aus dem Alten herausgerissene Zeitalter der Umwälzungen, welches in ein Neues hineingeworfen wurde, aber noch nicht Form gefunden hatte, vielmehr unsicher zwischen den äußersten Extremen hin und her pendelte. Wenn oft gesagt wird, Sickingen habe seine Machtmittel durch Raub und Plünderung an sich gerissen, so ist dies völlig mißverständlich und höchst oberflächlich, denn wir dürfen Franz nicht mit unseren modernen Begriffen sehen, son-

dern müssen ihn aus den bewegten Verhältnissen seiner eigenen Zeit heraus beurteilen. Während der Wormser Fehde — die Landesfürsten sahen es wiederum ganz gerne, wenn mächtige Reichsstädte wie Frankfurt, Erfurt, Metz oder Worms als „Nester der Pfeffersäcke“ gedomüht wurden — wohnten am 22. März 1515 auch Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz dem Abenteuer der Ausplünderung eines Wormser Messeschiffes, welches wie alljährlich zur Frankfurter Messe unterwegs war, durch Franz von Sickingen bei. Kaiser Maximilian I., „der letzte Ritter“, hat, wie eine zeitgenössische Chronik vermerkt, zu Nürnberger Kaufleuten, als sie über diesen Handstreich Franzens, als auch über Berlichingen und Selbitz bittere Klage bei ihm führten, gesagt: „Was ist das? Heiliger Gott! der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein. Wenn sie erst noch zwei Hände und Beine hättet, wie wollten sie dann erst thun?“

Die Sickingenschen Schlösser stellten eine Macht im Reich dar, trotz aller kriegstechnischen Neuerungen, mit der man rechnen mußte. Es entspricht so auch durchaus der historischen Wahrheit, wenn Goethe in seinem „Götz“ Weislingen von Sickingen sagen läßt: „Sein Ansehen nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat, die übrigen folgen von selbst“. „In der Tat ist Sickingen jetzt allein König in Deutschland“, klagt der päpstliche Legat Alexander, „denn er hat Gefolge, wann und wieviel er immer nur will“. Und in der Tat: so oft Franz von Sickingen auch seine Fahne, die bei der gesamten Reichsritterschaft, vor allem aber bei der des Kraichgaues, in hoher Ehre und Ansehen stand, zu einem Feldzug vortrug, liefen ihm die Ritter des Deutschen Reiches in hellen Scharen zu. Sickingen schien ein Zusammenschluß der Reichsritterschaft — gleich dem der Reichsstädte — die einzige Möglichkeit zu sein, um sich in den



Grabmäler derer von Sickingen in St. Magdalena

Stürmen der Zeit behaupten zu können. Da Franz selbst ein Mitglied des Schwäbischen Bundes war, hoffte er seine Zielsetzung, die Erweiterung der Rechte und die Verstärkung des Ansehens der Reichsritterschaft um so sicherer erreichen zu können. Einverstanden mit den Ritterkantonen Schwaben (dem die zahlreiche Kraichgauer Reichsritterschaft angehörte), Franken und Kurrhein, beschloß Franz von Sickingen die Gründung einer engeren Vereinigung und veranlaßte eine Zusammenkunft sämtlicher

Mitglieder derselben in Landau, welche Stadt man ihrer zentralen Lage willen am geeignetsten für das Vorhaben hielt. Und wirklich kamen auch die von Schwarzenberg, Flersheim, Dalberg, Falkenstein, Winddeck, Sternfels, Braubach, Rüdesheim, Türckheim, Hilchen, Lorsch, Lichtenberg, Venningen, Leiningen, Helmstatt, Gemmingen, Remchingen, die Göler von Ravensburg, um nur einige zu nennen. So wurde denn am 13. August 1522 in Landau die Einung der Reichsritterschaft beschworen. Diese unge-

heure Wirkung, die Sickingens doch nur kurze Laufbahn auf seine Standes- und Zeitgenossen ausgeübt hat, seine glühende Vaterlandsliebe und sein militärisches Talent stellten ihn weit über die kurzsichtige, übereilte Beurteilung mancher Chronisten, die seine erschütternden letzten Worte im tragischen Untergang nur als „mahnendes Gericht des Herrn über den Gernkönig am Rhein“ deuteten. Seine rheinische Heimat hatte dem Reichsritter Franz von Sickingen den „Traum vom Reich“, die Idee mitgegeben, daß gerade jetzt das Kaisertum und mit ihm das Reich am Rhein neu aufgehen müsse. Diese Bindung an die heimische Landschaft darf nicht übersehen werden, wenn wir nach dem eigentlichen Wesen Franzens forschen. Ein Ritter im Osten oder im Norden konnte nie die so überwältigende Idee des Reichsgedankens erleben wie der im Südwesten des Reiches — in den einstigen Stammländern des Staufertums — verwurzelte Franz von Sickingen. Im Spätsommer 1522 schritt er zur Tat, und der „gerechteste aller Kriege, der Krieg gegen die Fürstenherrschaft“ — so schrieb Ulrich von Hutten im vierten seiner Dialoge — begann. Aber es geschah, wie die Flersheimer Chronik klagt, „zu einer unglückhaftigen stundt“. Ulrich von Hutten, zu Anfang des Jahres 1520 noch in Mainzischen Diensten, hatte in der Folge seiner Sinnesänderung als der entschiedenste politische Charakter dieser bewegten Zeit und als der tüchtigste Vorkämpfer der politisch religiösen Freiheit mit Geisteswaffen Zuflucht auf Sickingens Burgen gefunden. Auf der Ebernburg oder, wie sie im Volksmund genannt wurde, „der Herberge der Gerechtigkeit“ fanden neben Hutten auch noch Philipp Melancthon, Kaspar Aquila aus Augsburg, Martinus Bucer aus Schlettstadt, Johannes Schwebel von Zweibrücken, Johannes Hausschein — genannt Oecolampadius — aus Weinsberg, der nachmalige Reformator Basels, zeitweise

herzliche Aufnahme. Getreu dem Wahlspruch, den Ulrich von Hutten im März 1517 auf das Titelblatt seines „Phalarismus“ gesetzt hatte: „*jacta alea est*“, nämlich das berühmte Wort Caesars, welches in Huttens Übersetzung „Ich habe gewagt“ lautete und von nun an zum stehenden Attribut des Dichters wurde, wagte Franz von Sickingen den Kampf gegen die Fürstenherrschaft. „Des Reiches Pfaffengasse“ hatte Kaiser Heinrich III. einst die Lande am Rhein in ohnmächtigem Spott genannt, und in der Tat saßen nirgendwo in ganz Deutschland die geistlichen Fürsten so eng und dicht gedrängt wie dort. Hier wollte Franz von Sickingen mit dem Abschaffen der Fürstenmacht zum Wohle des Reiches und der Macht des Kaisertums beginnen; danach sollten die weltlichen Fürsten an die Reihe kommen. Als nach dem unglücklichen Feldzug vor Trier im Frühjahr 1523 sich die Macht der vereinten Fürstenheere wider Franz zusammenzog und Sickingen nach der Belagerung des Landstuhls an seiner schweren Verletzung in der Mittagsstunde des 7. Mai 1523 nach der Übergabe der Feste in einem finsternen Kellergewölbe einsam starb, erlebte der Bundesstaat der Fürsten seine Geburtsstunde. Der Aufstand der Reichsritterschaft scheiterte am Bund der Fürsten, deren Politik auf die Beseitigung aller reichsunmittelbaren Stände ausgerichtet war. Der Untergang des letzten ritterlichen Trägers des Reichsgedankens ist den letzten Worten Sickingens zu entnehmen: „Es ist umb mich ein geringes, ich bin nit der han, darumb man tanntzet.“

Franz von Sickingen trug nach den überlieferten Bildern keinen Bart, wie dies sonst auf den Bildern der Zeit bei rauhen Kriegsmännern der Fall ist. Florian Geyer, Götz von Berlichingen und Jörg von Frundsberg lieben so nach dem Brauche ihrer Zeit „große, verwilderte Bärte“, deren wuchernes Gestrüpp Kinn und Mund gänzlich verdeckt und den großen Gesichtern ein martia-



Wappen der Sickingen und Roeder von Rodeck auf dem sechsten Grabstein, Sickingen links, Roeder rechts

liches Aussehen gibt. Sickingen trug nach dem Erweise sämtlicher Bildnisse von ihm keinen Bart, vielmehr zeigt sein Gesicht, das immer von Bewegung durchflutet und in Spannung gesetzt erscheint, die innere Gegensätzlichkeit eines Willensmenschen, dem alles unterworfen sein soll: sein Wollen ist sein Schicksal.

Aus den beiden ersten volkssprachlichen Kundgebungen, die Sickingens plötzlichem Ende nachtrauerten, dem Volkslied von der „Belagerung des Nanstein“ und der „Ver-

mahnung Franzens an sein Heer“, spricht ein flammender protestierender Idealismus und die erste kühne, weithin wirkende Legendendichtung im Volksleben und in der Phantasie des Volkes, die sich Sickingens Gestalt bemächtigten. Von Mund zu Mund flog schon bald die echte Erinnerung Franzens weiter, verwoben mit halb verschütteten, halb sagenhaften Erzählungen. Um den Mittelpunkt Franz von Sickingen kristallisierten sich Jörg von Frundsberg, Götz von Berlichingen, Florian Geyer und Ulrich von

Hutten. Die Anschauungen, die im Volk vom „Feldhauptmann“, vom „finster verschlossenen Erträumer neuer Ritter- und Reichsherrlichkeit“, vom „Kraftkerl“ und vom „Ritter ohne Furcht vor Tod und Teufel“ (hier ist an Dürers Stich, „Ritter Tod und Teufel“ von 1513 zu denken) umgingen, verdichteten sich bald zu bestimmten Vorstellungen, die auf Jahrhunderte hinaus das historische Bild Franz von Sickingens beherrschten. Wie es zur Geschichte eines bedeutenden Menschen gehört, nicht nur sein Erscheinen und Wirken zu Lebzeiten, sondern auch seinen Gang durch das Gedächtnis der Nachwelt zu verfolgen, wenn er — um mit Novalis zu sprechen — „im höheren Geheimniszustand entrückt ist“, so witterten auch große Dichter schon eh und je das Bedeutsame der Persönlichkeit Sickingens. Dem etwas blassen Lob des Erasmus „Die Wissenschaften dürfen den Namen Franz von Sickingen nie untergehen lassen, wollen sie nicht der Undankbarkeit bezichtigt werden“, und der mehr dozierenden Feststellung Luthers beim Fall Sickingens „Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter“, folgt Sickingens literarische Würdigung im „Götz“. Goethe läßt ihn als den mit ungeheuerlichem Planen Beschäftigten auftreten. Freilich widerfährt dem Dichter dabei ein kleines Mißgeschick. Muß er sich doch, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ launig erzählt, belehren lassen, daß er Sickingen gänzlich falsch zu Götz von Berlichingen gestellt, daß das poetische Ehebündnis mit dessen Schwester Marie eine „ungeschichtliche Erfindung“ sei. Immerhin zeigt dies den sicheren Blick und die Kraft Goethescher Intuition für das Wesen eines bedeutenden Menschen auf, daß die Zeichnung Sickingens aus der Urfassung der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen“ völlig unverändert und fast wörtlich in den endgültigen „Götz“ übertragen wurde.

Erst die Wilhelminische Epoche bringt dann die Verklärung Franz von Sickingens zum Nationalhelden. Conrad Ferdinand Meyer schuf sein Epos „Hutten's letzte Tage“ mit dem er auch Franz von Sickingen ein unvergängliches Denkmal setzte. Wenn hinter den überzeitlichen Gestalten Meyers, die aus der tiefsten Sehnsucht des Dichters heraus geboren sind, auch stets unverkennbar das Herrenkraftideal des „Willens zur Macht“ der Nietzsche-Epoche steht, so erfüllt sich im Zyklus von „Hutten's letzten Tagen“ doch ein Geschichtsbild von tiefer Tragik. In dieser letzten größeren dichterischen Version des kleinen pfälzischen Franz verlieh C. F. Meyer der historischen Erzählung in deutscher Sprache einen Adel und eine Weihe ohnegleichen. 1882 hatte er den 1872 erstmals erschienenen „Hutten“ einer eingehenden Revision unterworfen. Erst in der letzten Fassung des in insgesamt fünf stark veränderten Auflagen erschienenen „Hutten“ ist die Forderung Hebbels an diese Lyrik, „daß Bild und Gefühl zusammenfallen müssen“, erfüllt. Erstmals hatte Hegels Philosophie der Geschichte den Gedanken erbracht, daß die Historie ihrem Wesen nach eine große Tragödie — „die größte denkbare überhaupt“ — sei, und Meyer wurde von diesem Problem geschichtlicher Tragik innerlich bewegt und zur künstlerischen Aussprache gedrängt. Sind auch „Hutten's letzte Tage“ als Ganzes keine Tragödie im Hebbelschen Sinne, sondern eher eine Elegie, so heben sie starke heroische Momente und dramatisch-tragische Bestandteile doch weit über den Rahmen einer elegischen Sentimentalität hinaus. Das beständige Bewußtsein der „Todestiefe“, über welcher der historische Heros schwebt, — ein Grundwort Meyers war ja „Reif sein zum Tode ist alles“ — „die Melancholie des fallenden Laubes“ und vor allem „die Dämonen des Zweifels“ leiteten denn auch den Schicksalsgedanken in „Hutten's letzten

Tagen“. Im farbenfrohen Untergang erleidet Hutten den Tod nicht, nein, er geht ihm entgegen, denn der Tod gibt ihm, was das Leben ihm nicht geben konnte: eine Erhebung über alle hinaus und nur das zu sein, was er selbst will. Der „Hutten“ enthält ja nur diese Situation: das Sterben des Helden. Aus dem todesmüden Hutten, der froh ist, ein letztes Asyl gefunden zu haben, reckt sich noch einmal der kampffrohe Bekenner auf, den nur eines reut „nicht immer nur er selbst gewesen zu sein“. In einer rückschauenden Vision des Sterbenden begleiten bewegte Bilder aus dem Ritter-Leben „das dem Tod Entgegenschreiten“. Verklärt und erfüllt von seinem Schicksal, das von außen zermalmend in sein Leben hereinbricht, vor dem er aber Ehrfurcht hat, da er es ja wollte und selbst herausgefordert hat — hier tritt uns klar das Problem des geschichtlichen Machtmenschtums gegenüber, von Nietzsche her geboren —, nehmen die Gestalten, die in Meyers Dichtung die Ufenau im Züricher See betreten, wo Hutten am 29. August 1523 starb, ungesucht Porträtzüge seiner Freunde und Bekannten an und spiegeln bewegte Augenblicke seines Lebens wieder. Vor allem aber ist es unser Franz von Sickingen, der robuste Kampfgefährte und altdeutsche Recke, der Hutten in Meyers von innerstem Erleben sprühender Dichtung visionär begegnet. In einer dramatisch ungemein bewegten Szene ersteht vor uns in dem geisterblaß und voll finsterer Entschlossenheit, mit rotem Barett erscheinenden Sickingen, das Bild eines leidenschaftlichen Kämpfers, eines Freundes aus wild bewegten Zeitläuften. Gelassen winkt Sickingen seinem einstigen Waffengefährten mit der Hand, als wollte er sagen: „Komm mit, es ist Zeit. Auch du mein Freund bist reif, und unser aller ist der Tod“. Noch einmal erkennen wir den bis zum Tod unzertrennlichen Bund Huttens und Sickingens und stehen vor einem vollgewichtigen Schicksal,

das sich aus dem notwendigen Zusammenprall der feindlichen Mächte mit der „so sein müssenden eigenen Art“ ergeben mußte.

Verschwunden ist in unserem Kraichgauer Ort Sickingen die Tiefburg des großen Geschlechtes. Nur ein Wassergraben und ein Ökonomiegebäude erinnern noch an die Stelle, wo einst das Sickingener Wasserschloß stand und von wo das ruhmreiche Geschlecht, welches in Franz von Sickingen seinen glänzendsten Sproß und mächtigsten Vertreter hatte, ausging. Dagegen birgt das kleine St.-Magdalenen-Kirchlein, das auf einem Muschelkalksporn im Schatten einer uralten Linde thronet, wertvolle Grabdenkmäler derer von Sickingen. Diese allein geben uns heute noch Kunde von dem einst so berühmten Geschlecht und bilden einen eigenartigen Schmuck in der Halbdämmerung des Kirchenschiffes. Wenige Jahre nach dem tragischen Tode Franz von Sickingens wurde der Grundstein zum Bau dieses Kirchleins gelegt, das ein kunstgeschichtliches Juwel des Kraichgaues genannt werden darf. Auf dem herrlich modellierten Epitaph Hans von Sickingens, des zweiten Sohnes des berühmten Franz von Sickingen, steht der Wahlspruch: „Bedenk das Ende“. Hat dies nicht symbolische Bedeutung für die Sickingen, die von hier ihren Ausgang nahmen und in der Fremde ein so jammervolles Ende fanden? Neben diesem Meisterwerk der deutschen Frührenaissance steht das Doppelgrabmal Franz des Jüngeren von Sickingen (1539 bis 1597) und seiner Gemahlin Anna Maria, geborene von Venningen, im Unterteil und deren Sohnes Schweickart (1570 bis 1642) mit seiner Gemahlin Maria Magdalena, geborene von Cronberg, im Oberteil. Dem Stil nach stammt es aus der Zeit um 1610. In zwei von je vier Säulen getragenen Geschossen baut sich dieses Epitaph auf, mit Inschriften und Allianzwappen auf dem Postament. Die Säulen mit Fratzen, Medaillons, Putten, Band-, Roll- und Kartu-

schenwerk geschmückt, tragen ionische und korinthische Kapitelle. Im stattlichen, architektonisch wohlproportionierten Aufbau stehen die schematischen und ausdruckslosen Gestalten im künstlerisch hervorragend ausgeführten Zeitkostüm; seitlich sind dieselben von Pilastern eingefaßt, auf denen die ganze Abstammung in Ahnenwappen mit den alten Farben — eben von Restauration noch unberührt und gerade deshalb hier so besonders wertvoll — dargestellt ist. Im Architrav über den Toten finden wir jedesmal das Familienwappen in Kartusche von schwebenden Putten gehalten. Das Relief seitlich des Aufsatzes bringt die Weltgerichtsszene, das beliebte künstlerische Thema jener Zeit. Künstlerisch wertvoll ist dann noch besonders der 6. Grabstein mit dem Wappen der Sickingen und Roeder von Rodeck. Das Stammwappen der Sickingen zeigt im niemals veränderten Schild ein umrandetes Feld mit fünf silbernen Kugeln in der Anordnung 2. 1. 2. und als Kleinod den Schwanenhals darüber.

Viele aus dem Geschlechte der Sickingen fanden hier im Kraichgau ihre letzte Ruhestätte. Nur ihre beiden markantesten Gestalten, wohl gleichbenannt und doch so grundverschieden in ihrem Wesen, ruhen ferne vom Kraichgauer Stammsitz. Nachdem die Grundherrschaft Sickingen 1813 an Baden gekommen war und die Grafen immer mehr in ihren Vermögensverhältnissen zurückkamen, mußte der letzte Sproß der Sickingen-Sickingenschen Linie, der 1777 in Landstuhl geborene Franz von Sickingen — dem das Schicksal lediglich den Namen

des berühmteren Ahnen gegeben hatte — seinen Wohnsitz schließlich in der Nähe der Ruinen seines Schlosses Sauerburg im Sauerthal bei St. Goarshausen nehmen, wo ihm als letzter Besitz nur noch ein kleiner Bauernhof geblieben war. Ein Chronist berichtet über ihn: „Trotz seines schäbigen Rockes und hohen Zylinders erkannte man in ihm den ehemaligen Kavalier, wenn er auch die hohen Stulpstiefel nicht getragen hätte.“ Seine Bekannten nannten ihn immer „Herr Graf“. Am 27. November 1836 schrieb die „Karlsruher Zeitung“: „In der Nacht vom 24. auf 25. November 1836 verstarb in der Nähe der Ruinen seines Schlosses Sauerburg, auf dem Sauerburger Hofe... : Franz Graf von Sickingen. Mit ihm erlischt die Hauptlinie des alten Sickingen'schen Geschlechts.“ Ein Freund ließ dem Verstorbenen einen Grabstein setzen, worauf bis auf den heutigen Tag zu lesen ist: „Franz von Sickingen, Reichsgraf, seines Stammes der Letzte. — Er starb im Elende.“

Franz von Sickingen aber, die markanteste Gestalt des einst so mächtigen und kraftvollen altfränkischen Reichsgrafengeschlechtes, ruht fern vom Kraichgauer Stammsitz in der Landstuhler Pfarrkirche. Ihm ist dort von den Söhnen ein einfaches Spätrenaissance-Epitaph gewidmet, über und über mit Ahnenwappen bedeckt. In voller Rüstung, barhaupt, ein Gleichnis männlicher Kraft und Unerschrockenheit, steht der „edelenvest Franziscus“ da, dessen tragisches Schicksal so viele Geister bewegt und so vielen Federn Anlaß zu Darstellungen gegeben hat.